

Auf der Römerstrasse : Jugenderinnerung

Autor(en): **Bosshart, Jakob**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **25 (1921-1922)**

Heft 11

PDF erstellt am: **03.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-668122>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Vor dem Feste.

Mit immergrünem Laubgewinde
Bekränzen wir den hohen Saal.
Durchs Fenster streichen Maienwinde
Und golden lockt der Morgenstrahl.

Das gibt ein wunderherrlich Festen
Nach sangumwob'ner Blütenfahrt.
Den jugendwarmen, frohen Gästen
Gebührt ein Mahl von froher Art.

Schon glänzt das blendend weiße Linnen
Auf schmucker Tafel ausgelegt,
Und zarte Blumen duftig minnen,
Mit Lieb' im Garten lang gehegt.

Willkommen denn! Im Festgeschmeide
Geschmückte Hallen wartend steh'n ...
Nun mag ein Klang erfüllter Freude
Bewegt von Herz zu Herzen geh'n.

Heinrich Anacker, Karau.

Auf der Römerstraße.

Jugenderinnerung von Jakob Voghart, Glabadel.

Der Pflug ging über die „Steinmüri“. Eine Stelle des Ackers war wie verherzt. Immer, wenn die Pflugschar sich dort durchwühlte, erhielt sie von unten einen heftigen Stoß. Der Vater hob dann die Sterze, statt sich drein zu legen, und warf einen unzufriedenen Blick auf den „Struchrain“.

Als wir, auf dem Pflug sitzend, unser Vesperbrot aßen, sagte er: „Über's Jahr müssen die Mauern gesprengt werden.“

„Was für Mauern?“

„Es sind doch Mauern im Boden, drum heißt's zur „Steinmüri“.

„Stand denn einmal ein Haus hier?“

„Natürlich, ein Wachturm, oder was weiß ich; den haben die alten Römer gebaut, als sie im Land waren. Hier am Acker vorbei ging ihre Straße; dort, der Flurweg ist sie.“

Wir machten ungläubige Gesichter.

„Ja, ja, Buben, wenn wir unser Korn holen, fahren wir auf der Straße, auf der einst römische Soldaten marschierten.“

Uns dämmerten Zusammenhänge auf: „Und das Steinmürifräulein?“ fragte einer von uns.

„Wer hat euch vom Steinmürifräulein geschwatzt?“

„Die Drescher, beim Krähhahnen.“

„Wer alles glauben wollte, was Drescher sagen! Ja, ja, sie soll da unten in der Mauer sitzen und ihren Schatz hüten! Ich möcht', ich hätt' ihn,“ lachte der Vater.

„Wenn der Mond leer ist, geht sie am Straßacker auf und ab spazieren,“ mußte einer von uns zu berichten,“ der Viehtreiber Feggel hat sie selber einmal gesehen und sich unter die Ochsen verkriechen müssen.“

„Unter die Ochsen gefallen ist er, weil er auf die eine Achsel mehr ge-

laden hatte, als auf die andere," erwiderte der Vater trocken und machte dem Gespräch ein Ende.

In mir fing es an zu arbeiten, ich stellte mir vor, wie es wäre, wenn plötzlich das Fräulein den Kopf aus dem Boden streckte oder mit der Hand in die Furche hinauf langte und mich am Bein packte. Meine Füße hatten auf einmal das Bedürfnis, sich in die Höhe zu ziehen.

Am folgenden Tage war der Acker angejät. Nach dem Mittagessen wurden mein Bruder Adolf und ich wieder hinaus geschickt, um mit Körsten die größten Schollen zu zerschlagen. Wir entfalteten einen erstaunlichen Eifer. Im Handkehrum waren wir fertig und eilten nach dem geheimnisvollen Plaze.

„Wenn wir die Mauern herausgrübelten?“

„Wenn wir den Schatz fänden!“

Schon waren wir dran und richteten unter dem sorgsam geeegten Erdreich eine große Verwüstung an. Die Stelle war bis zur folgenden Ernte kenntlich, das Korn war dort wie verwünscht, nur ein paar Halme stachen zum Boden heraus. Adolf raunte mir einmal in's Ohr: „Das Fräulein hat dort die Frucht verhockt“, und wir lachten wie Schelme, ob schon das Gewissen etwas einzuwenden hatte. An diese Folgen dachten wir bei unserem Schatzgraben natürlich nicht. Bald war die Mauer gefunden und ein Stück weit bloßgelegt. Also der Turm war kein Märchen, da würde es wohl auch mit dem Schatz seine Richtigkeit haben. Wenn wir aber auf das Fräulein stießen? Wenn wir ihr den Karst in den Kopf schlugen? Die Sache wurde uns immer bedenklicher. Wir legten die Körste weg, um vorsichtig mit den Händen weiter zu grübeln.

„Sobald du Haar siehst, hör auf!“

„Sie hat doch kein Haar, sie ist ja eine Kröte.“

Wie wir in größter Spannung unsere Arbeit betrieben und die immer stärker werdende Gespensterfurcht durch prahlerische Aussprüche zu verdecken suchten, dröhnte eine Stimme über uns wie aus den Wolken: „Was macht ihr da, ihr Leckersbuben?“

Die Haare stiegen uns zu Berg, wir schoffen auf, es war aber nur der Zeinenbriner..

Der Zeinenbriner war einer vom Schlage des Diogenes, ein Philosoph, der die Kunst gelernt hatte, ohne Arbeit im beschaulichen Wandern von Hof zu Hof in Freiheit und Sonne und in erhabener Verachtung alles Unwetters, Regens und Windes und Schnees sein Leben zu genießen. Immer war er guter Dinge und konnte wegen nichts lachen, daß es die Bäume schüttelte. Im Sommer trug er nur drei Kleidungsstücke auf dem Leib, Hose, Hemd und Weste, alles geschenkte, auseinanderstrebende Ware. Die Hose reichte ihm an jenem Herbsttage kaum bis zu den Knien herab.

Er war ordnungsliebend und haßte nichts so sehr wie Franzen. Sobald sich deshalb an seinen Hosen Fäden loslösten, ließ er sich von einer Bäuerin eine Schere reichen und schnitt von seiner Hose den schadhafsten Ring ab. So wurden die Rohre immer kürzer und meistens auch von ungleicher Länge, was ihn aber nicht weiter kümmerte. Um die Schäden des Hemdes zu verdecken, krepelte er die Ärmel bis zu den Achseln zurück. Die Weste flöpte, wenn man den Rücken außer Betracht ließ, noch am meisten Achtung ein. Sie war aus braunem Barchent und hatte als besonderen Schmuck ein paar weiße Hornknöpfe in stark gelichteter Reihe. Schuhwerk zog der Zeinerbriner nur im Winter an; um aber zu zeigen, daß er ganz freiwillig barfuß gehe und so viel vermöge, wie andere Leute, trug er stets ein Paar Schuhe an einem Stock auf der Schulter.

„Hol mich der Guggler, wenn ihr nicht nach dem Schatz graben wollt, ihr Lecker!“ fuhr er uns wieder an. „Wißt ihr nicht, wie's dem Eichdick gegangen ist? Ihr habt ihn ja noch gekannt! Wenn nun eine Kröte aus dem Boden gehüpft wäre, so groß, wie eure stärkste Kuh im Stall? Hä? Macht mir das Loch augenblicklich wieder zu!“ Dies sagend, ergriff er selber einen Karst, ebnete den Boden und erzählte uns dabei die graufige Geschichte vom Eichdick.

„Wer hat euch den Platz gezeigt?“ fragte er uns, als er fertig war.

„Der Pflug ist auf die Mauer gestoßen, da hat es uns der Vater gesagt.“

Er sann nach: „Wie kamen die Mauern in den Acker hinein?“ Wir halfen ihm nach: „Die wurden von den Römern gemacht, von römischen Soldaten; hier ging die Römerstraße durch!“ Wir waren ordentlich stolz auf unsere junge Weisheit.

Die Römerstraße! Davon hatte der Zeinerbriner noch nichts gehört. Wir zeigten ihm mit der Hand, wo sie hinlief.

„Nun hör' mir einer so etwas! Dann bin ich schon tausendmal auf der Römerstraße gegangen, ich, der Zeinerbriner! Und das habt ihr vom Vater? Ja, wenn's der Hans-Heiri sagt, wird's schon so sein! Der liest ja in Büchern. Aber wie weit geht sie denn? „Wir waren überfragt. Nach einigem Besinnen sprach er das erlösende Wort: „Kommt, Buben, wir suchen sie; die Straße ist dem Briner, er muß wissen, wo sie hinführt,“ fügte er lachend hinzu. Wir wollten uns gleich auf den Weg machen. Er aber gebot halt: „Nicht so; alles in Ordnung; wir sind nun römische Soldaten, oder nicht? Wir müssen einen Hauptmann oder General haben, das bin ich, denn ein General muß Haar im Gesicht tragen.“ Wir fanden das selbstverständlich und waren zur Unterordnung willig.

„Schultert's 's G'werr!“

Er rief es, daß es im nahen Wald klang, und schwang seinen Stecken

mit den Schuhen auf die Achsel. Wir schulterten unsere Rärste. Nun ging es vorwärts, in einer Reihe, der Größe nach. Der General stimmte sein Lieblingslied an: „Im Wald und auf der Heide.“ Wir baten ihn, zu schweigen, damit kein Aufsehen erregt und unser Heereszug durch einen väterlichen oder mütterlichen Zuruf von irgend einem Ufer her abgelenkt würde. Er begriff und legte den Finger auf den Schnurrbart.

Oben im Straßacker kamen ihm Zweifel. „Gebt mir einen Rärst, ich muß nachsehen.“ Er fing an, die Straße aufzuhacken und stieß bald auf eine Lage festgefügtter, faustgroßer Steine.

„Der Hans-Heiri hat recht behalten,“ brummte er, „das ist kein Flurweg, ein Flurweg hat noch nie ein Steinbett gehabt. Schaut, wie das zusammengepaßt ist, wie ein Zeinenboden!“ Er staunte eine Weile vor sich hin und fragte dann: „Wie alt ist meine Straße?“ Wir krachten unsere Schulweisheit zusammen und kamen nach einigem Hin- und Herreden zu dem Schluß, sie müsse an die zweitausend Jahre alt sein.

„Zweitausend Jahre, was ihr da zusammenlügt, ihr Leckershuben!“

Uns schon kam diese Zeit ungeheuer vor, ihm war sie unfasslich, denn seine ganze Zahlenkunst bewegte sich zwischen fünf Rappen und einem Franken. „Zweitausend“, wiederholte er, und schaute mit großen Augen ins Weite, nach den Schneebergen, die man dort in ihrer langen Kette überschaut.

„Waren vor zweitausend Jahren die Berge auch schon gewachsen?“ Wir lachten.

„Ihr habt gut lachen, euch sagt man alles in der Schule, ich aber bin in meinem ganzen Leben noch nie in einer Schulstube gewesen, ich habe nichts gelernt, als Korbflechten.“ Er wurde fast traurig, schüttelte aber mit einem Ruck allen Mißmut ab und rief: „Kommt, Römer, wir müssen ja die Straße suchen. Läßt der Föhn nach, so gibt's Regen! Schultert's G'werr!“ Und wieder ging's vorwärts.

Wir hatten uns in den Kopf gesetzt, die Römerstraße müsse, wie jetzt die Landstraße, über Brütten führen, und verloren sie, durch vorgefaßte Meinung verleitet, aus den Augen. Als wir sie wieder fanden, hatten wir viel Zeit vertrödel't. Nun ging's in den Wald hinein und abwärts, der Löß zu. Da auf einmal klatschte es über uns im Laub, ein Regen brach los, wie aus Brunnenröhren. Wir flüchteten unter eine Buche. Dort aber hatte das Gewissen auf uns gewartet. Wir hätten schon lange zu Hause sein sollen und befanden uns in einem ganz andern Weltteil.

„Wie spät ist's, Briner?“

Er zog seine Uhr aus der Westentasche, ein zwiebelförmiges Gebilde aus gemeinem Metall, das er seine Knebeluhr nannte. Sie ging nie, das wußte man, er aber war stolz auf sie und auf ihren Ruf bedacht. Er warf

einen Blick auf das Zifferblatt, hielt es aber so, daß wir es nicht sehen konnten, und sagte gewichtig? „Auf meiner Uhr ist's halb fünf.“ Daß es halb fünf war, glaubten wir ihm auf's Wort, denn er besaß irgendwo in seinem Kopf einen viel zuverlässigeren Zeitmesser, als seine Anebeluhr es war, und irrte sich nie in der Zeit.

„Schon halb fünf!“ Er merkte das Unbehagen, das über seine Soldaten kam, und empfand die Feldherrenpflicht, sie über die Verdrießlichkeit wegzutauschen. Ob wir mit der großen Behe hinter dem Ohre kranken könnten? Freilich konnten wir das. Aber mit beiden Füßen zugleich hinter beiden Ohren? Wie der alte Kerl das fertig brachte, ist mir ein Rätsel. Wir mühten uns lange vergeblich ab und gaben es endlich mißmutig auf. Gleich war er mit einer neuen Unterhaltung zur Hand und so ging es weiter. Das war alles so vergnüglich und kameradschaftlich, daß wir ihm den Vorschlag machten, ihn zu duzen, aus dem richtigen Gefühl heraus, daß Knaben, welches Alters sie auch seien, nicht allzu feierlich miteinander verkehren sollten. Er schlug in die Hände, lachte herzlich zu dem Vorschlag, und war in so gute Laune versetzt, daß er seiner Freude im Gesang Lust machen mußte. „Ich will euch zeigen, wie die Alten gesungen haben,“ rief er, und gleich legte er so schallend los, daß er das Platschen des Regens übertönte. Dabei hatten wir ebensoviel zu sehen, wie zu hören. Sein Gesicht war in einer leidenschaftlichen Bewegung und besonders der Unterkiefer, mit dem langen dünnen Bart, von seltsamer Ausdrucksfähigkeit. Er verzog sich bei den kräftigsten Stellen schief gegen die rechte Schulter, streckte sich zu einer unglaublichen Länge und verwandelte den Mund in ein fast unübersehbares Schalltor. Das Lied fing so an:

Im Oberland ist's Chronä-
Butsch und Fädärä Dildärädum,
Im Oberland ist's Chronä-hä-huus.
Det schänkt mä de Wi zum Bolggä-
Butsch und Fädärä-Dildärädum,
Det schänkt me de Wi zum Bolggä-hff-nus.

Dann folgten in langer Strophenreihe Liebe, Abschied, Krieg und zuletzt ein rührgames Ende. Um den traurigen Eindruck der Schlußstrophe zu verwischen, sang er uns dann das Lied, mit dem zu seiner Zeit die Buben die Singweise der Alten verlacht hatten:

ÿ wett, i hett ä düri,
Butsch und Fädärä-Dildärädum,
ÿ wett, i hett ä düri-hä Bir.
ÿ wett sie äffe mit fantem
Butsch und Fädärä-Dildärädum,
ÿ wett sie äffe mitfantem-hä-Stil.

Als er damit zu Ende war, sprang er auf und lachte: „So, ihr Römer, jetzt sind wir lange genug untergestanden, nasser können wir nicht mehr werden!“ Er hatte recht, es war kein trockener Faden mehr an uns.

„Ich komm' mit euch,“ sagte er, „ich will es dem Hans-Heiri schon sagen, er ist ja keiner von den Ungraden! Schultert 's G'werr!“

Als wir auf dem Birchbuck ankamen, wo wir auf unseren Hof hinuntersehen konnten, wandte sich der Feldherr zu uns: „So, ihr findet jetzt schon heim, ich geh' rechter Hand nach dem Eichhof, dort will ich übernachten. Grüßt mir den Hans-Heiri!“ Darauf ging er mit langen Schritten davon. Wir sahen unserem Kameraden verdukt nach und warfen uns dann einen Blick zu, der sagen sollte: „Der General ist ein Feigling.“ Wortlos und mutig, wie rechte Römer, schritten wir unserem Schicksal entgegen. Zu unserem Glück war im Stall unterdessen ein freudiges Ereignis eingetreten und in der dadurch erzeugten Aufregung schien man unsere verspätete Ankunft kaum zu merken. Wahrscheinlich war man froh, daß wir unzeitig kamen. Damals fühlten wir, was es heißt, von den Umständen begünstigt sein. —

Der Zug auf der Römerstraße hatte unsere Phantasie gewaltig durch einander gerührt. In der Nacht konnten wir nicht einschlafen, bevor wir unserem ältern Bruder alles haarklein berichtet hatten. In den folgenden Nächten ging's immer von neuem an und bei Tag sannan wir an nichts anderes. Und dabei geschah es uns, daß wir anfangen, unseren Bericht auszuschnücken, zu ergänzen, zu dehnen, nach allen Seiten auszuziehen, wie die Mutter ein Stück Teig breitwalzte, wenn sie „Wähen“ machen wollte. Alle drei Brüder halfen an dem Werke mit: „Nun kommt das!“ „Nein, zuerst das!“ „Das ist so zugegangen!“ „Das kommt nachher!“ „Da hat er das gesagt“

So entstand unser Roman „Das Steinmürifräulein“. Er bestand aus drei deutlichen Teilen. Im ersten wurde erzählt, wie der römische Kaiser nach der Steinmüri kam und dort seine Tochter als Hüterin seines unermesslichen Schatzes zurückließ, während er mit seinen Soldaten über Winterthur hinaus in den Krieg zog.

Er leit si a, er well in
Butsch und Fädärä-Dildärädum,
Er leit si a, er well in Chrieg.“

Der Kaiser trug die Züge Zeinenbriners, natürlich ins Großartige, Heldenhafte verbessert. Der Bart erhielt größere Fülle, etwas Majestätisches, der Stecken mit den Schuhen wurde zum Feldherrnstab, Hose, Weste und Hemd wurden, der Würde des Trägers entsprechend, vervollkommenet, die Knebeluhr verwandelte sich in ein Kleinod, das unverleßlich machte.

Im zweiten Teil hütete das Steinmürifräulein getreulich den Schatz

und saß zur Vorsicht immer darauf. Da geschah es eines Tages, daß der ewige Jude des Weges kam — warum es gerade der ewige Jude sein mußte, weiß ich nicht mehr. Er trat zu dem Fräulein in die Stube, und verlangte einen Schluck Wasser. Das Fräulein aber wollte nicht von seinem Schatz herabsteigen, von der Furcht beseelt, der Fremde sei ein Räuber. Es wies ihm deshalb mit barschen Worten die Türe und warf ihm noch einen bösen „Schlötterling“ nach. Der ewige Jude aber verstand keinen Spaß. „Ich will dir, du Heidenkind!“ rief er zornig und mit erhobener Faust und tat dann einen so schweren Fluch, daß das Fräulein gleich in eine große Kröte verwandelt wurde und über ihr das Wachtthaus mit großem Gepolter zusammenstürzte.

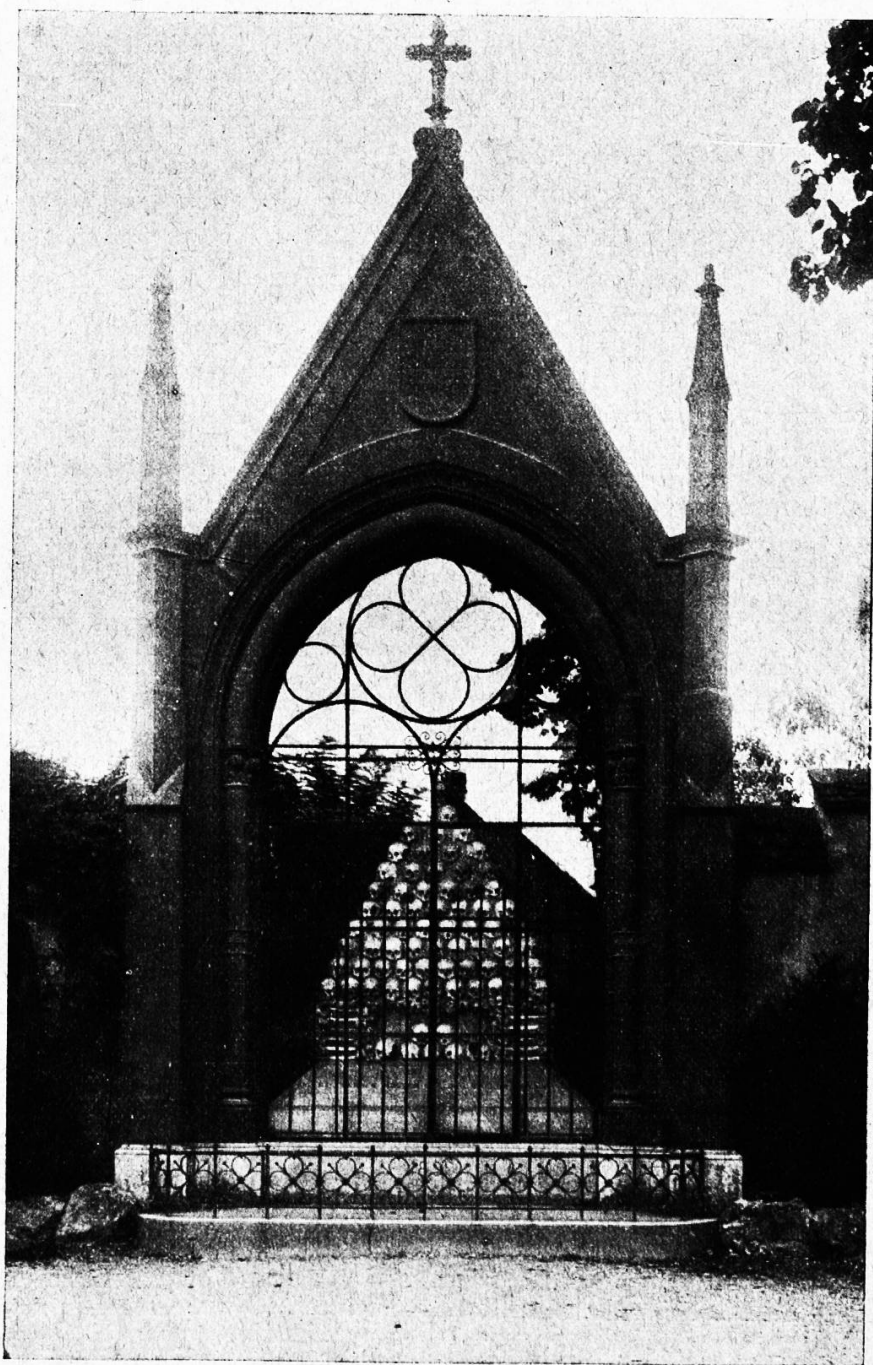
Der dritte Teil führte in die Gegenwart: Der Eichdick, der Beherztesten einer, will das Fräulein befreien und so den Schatz gewinnen. Er trifft sie beim Neumond um Mitternacht auf der Römerstraße an. In diesen Nächten darf sie menschliche Gestalt annehmen. Er verabredet mit ihr drei Zusammenkünfte zwischen Himmel und Erde, das heißt auf einem Apfelbaum oben im Straßacker. Sie würde von Mal zu Mal in schreckhafterer Form erscheinen und er hätte sie jedesmal auf den Mund oder auf das Maul zu küssen. Das wußten wir vom Zeinenbriner. Aber schon bei der ersten Zusammenkunft überkam den Eichdick beim Anblick der häßlichen Kröte ein entsetzliches Grausen, er sprang vom Baume herab und lief Hals über Kopf dem Eichhof zu. Die Kröte hüpfte ihm in großen Säzen nach, blies ihm ihren kalten Atem in den Nacken und schlug ihm mit ihren eckigen Vorderpfoten ins Gesicht. Er hatte von da an keine gesunde Stunde mehr und starb nach Jahresfrist. Im Steinmüriacker aber sitzt das Fräulein bis zur heutigen Stunde auf seinem Schatz und wartet auf den Rechten.

Als wir unsern Roman hübsch beisammenhatten, beschlossen wir, ihn einmal vor dem Einschlafen von einem Ende zum andern zusammen zu fleistern. Ich, der Jüngste, sollte das Wort führen, wohl, weil ich tagsüber weniger tun mußte, als die beiden andern und Zeit zur Vorbereitung hatte.

So fing ich denn an, zu erzählen. Aber schon am Ende des zweiten Teiles, als das Wachtthaus einstürzte, und der Mund des schönen Fräuleins sich zu einem Froschmaul verzog und immer breiter und die Haut immer warziger wurde, merkte ich, daß meine Zuhörer, statt vom Grausen erfaßt zu werden, fest schliefen. Das verletzete natürlich meine Eigenliebe und ich wollte die Schläfer zuerst aufrütteln, besann mich aber eines andern und gab den dritten Teil mir selber zum Besten.

Ich spann meinen Faden und kreuzte und verwob ihn mit Behagen, bis auch ich einschlief.

Das war meine erste literarische Tätigkeit und mein erster Erfolg. Seither habe ich oft wieder von Dingen geplaudert, die sich an der Römerstraße zutragen. Ob ich's jetzt besser mache, als damals, ist nicht gewiß; jedenfalls haben alle späteren Versuche ungefähr den „Erfolg“ des ersten gehabt. Doch das macht mir weiter keine Sorgen, wollen mir andere nicht zuhören, so halte ich's wie einst, ich fabuliere mir selber etwas vor bis — ich einschlafe.



Schlacht-Denkmal in Dornach. Zum Andenken an die Schlacht bei Dornach,
22. Juli 1499.